



Suchtprävention beginnt nicht erst in der Schule – ein Plädoyer für die Frühe Förderung

Zahlreiche wissenschaftliche Erkenntnisse deuten darauf hin, dass die frühe Kindheit für die gesunde Entwicklung eines Menschen von entscheidender Bedeutung ist. Das macht die Frühe Förderung für die Suchtprävention zu einem wichtigen Interventionsfeld.

Wie jedes professionelle Handlungsfeld ist auch die Suchtprävention einem steten Wandel unterworfen. Seit den ersten umfassenden Präventionsbemühungen im Kontext der Abstinenzbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts hat die Suchtprävention zahlreiche Entwicklungsphasen durchlaufen (vgl. Mäder 2000). Im Nachhall der 68er-Proteste rückten z. B. die illegalen Drogen vermehrt in den Fokus der Prävention, was die Herausforderung mit sich brachte, die viel häufiger konsumierten legalen Suchtmittel nicht aus dem Blick zu verlieren. Ab den späten 70er-Jahren erweckten zunehmend auch die nicht stoffgebundenen Abhängigkeiten die Aufmerksamkeit der Fachleute und der Öffentlichkeit. Nicht nur exzessives Spielen im Casino, sondern auch Risiko- und Ausdauersportarten, ja sogar Sex, Essen, Arbeit und Liebesbeziehungen wurden mit der Suchtmetapher

erfasst. Gleichzeitig wuchs das Bewusstsein, dass sich die Suchtprävention nicht auf Informationsvermittlung und Abschreckung beschränken kann, ja dass eine übersteigerte, fachlich nicht gestützte Abschreckung bei Jugendlichen sogar eine kontraproduktive Wirkung entfalten kann.

Die Zunahme des wissenschaftlichen Wissens ...

Einen massgeblichen Beitrag an die fachliche Weiterentwicklung der Suchtprävention haben die zunehmenden wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Suchtentstehung geleistet. Gestützt durch die wissenschaftliche Forschung in unterschiedlichen Disziplinen etablierte sich die Erkenntnis, dass sich die Suchtentstehung nicht auf einige wenige Ursachen reduzieren lässt. Suchtbildung ist ein hochkomplexer Prozess, der sich aus dem Zusammenspiel von zahllosen Einflussfak-

toren ergibt. Diese Faktoren lassen sich aufteilen in Risiko- und Schutzfaktoren: Die ersten erhöhen die Wahrscheinlichkeit der Suchtentstehung, die zweiten reduzieren den Einfluss der Risikofaktoren und verringern so die Wahrscheinlichkeit einer Sucht (Hafen 2013). Als eines von vielen Beispielen könnte der Druck zum Alkoholkonsum genannt werden, der in einer Gleichaltrigengruppe auf einzelne Mitglieder ausgeübt wird. Eine gut ausgeprägte Selbstwirksamkeitserwartung (Bandura 1997) schützt vor diesem Druck und garantiert dadurch eine erhöhte Autonomie bei der Entscheidung, ob und in welchem Ausmass man sich am Trinkgelage beteiligen will.

... und seine Wirkung auf die Praxis der Suchtprävention

Mit der zunehmenden Erforschung der Entstehungsbedingungen von Sucht wuchs Ende des vergangenen Jahrhunderts in der Praxis die Erkenntnis, dass die Suchtprävention früher einsetzen und sich anderer Methoden als jenen der Aufklärung und der Abschreckung bedienen muss. So wurden «spielzeugfreie Kindergärten» eingerichtet, um die Kreativität der Kinder zu fördern, und das Bundesamt für Gesundheit versuchte, mit einer Kampagne «Sag nein zu Drogen!» die Abgrenzungsfähigkeit der Kinder und Jugendlichen zu stärken. Vor dem Hintergrund des heute verfügbaren Wissens erscheinen diese Bemühungen fast naiv. Und doch sind sie Ausdruck einer steigenden Resonanz der wissenschaftlichen Erkenntnis in der Praxis. Mit dem zunehmenden Wissen wächst auch die Einsicht, dass nicht nur Suchtpräventionsfachleute Suchtprävention betreiben, sondern eigentlich alle Berufe und Professionen, die aktiv auf die Verringerung von Risikofaktoren und die Stärkung von Schutzfaktoren hinarbeiten.

Frühe Förderung als Prävention

Die Frühe Förderung ist entsprechend ein Handlungsfeld, das bei den Fachleuten in den letzten Jahren zunehmend in den Fokus der Suchtprävention gerückt ist. Die Erkenntnisse aus der Entwicklungstheorie sowie aus der Bindungs- und der Stressforschung hatten schon Mitte des 20. Jahrhunderts darauf hingewiesen, wie wichtig die ersten Lebensjahre für die Entwicklung eines Kindes und damit für sein ganzes späteres Leben sind. Mit der Bestätigung und Erweiterung dieser Erkenntnisse durch naturwissenschaftliche Disziplinen wie die Neurobiologie (etwa Hüther/Krens 2008) und die Epigenetik (Lehre der Genaktivierung; vgl. Kegel 2009) gewinnt die Frühe Förderung zunehmend an Bedeutung. Es ist durch verschiedene Studien belegt, dass vermehrte Anstrengungen unternommen werden müssen, um Kindern in den ersten Lebensjahren eine anregende, durch Respekt und Zuneigung geprägte Umwelt zu garantieren – sei dies nun durch angemessene strukturelle Unterstützung der Eltern (Elternschaftsurlaub, Kindergeld, Modelle von Teilzeitarbeit etc.), durch kind- und elterngerechte medizinische Betreuung, durch Mütter-/Väterberatung, durch angemessene Gestaltung des Lebensraums, durch Angebote der familienergänzenden Kinderbetreuung oder durch umsichtige heilpädagogische Früherkennung und Frühförderung. Alle diese Massnahmen

wirken sich natürlich nicht nur positiv auf die Suchtvorbeugung aus, sondern auf eine gesunde bio-psycho-soziale Entwicklung generell. Leider sind diese Erkenntnisse bis anhin wohl bei den Fachleuten, noch kaum jedoch in der Politik angekommen. Das ist erstaunlich, zeigen doch immer mehr gut fundierte Studien wie jene des Wirtschaftsnobelpreisträgers James Heckman (2006), dass sich Investitionen in die Frühe Förderung volkswirtschaftlich auszahlen, weil sie die Gesundheits-, Sozial- und Strafrechtskosten reduzieren und das Volkseinkommen steigern. Der Ausbau der Frühen Förderung ist jedoch nicht nur eine volkswirtschaftliche Investition oder eine Massnahme zur Verhinderung von Suchtproblemen. Sie ist auch ein Bekenntnis zur Bedeutung der Kinder für die Zukunft unserer Gesellschaft.

MARTIN HAFEN IST SOZIOLOGE UND ARBEITET ALS DOZENT UND PROJEKTLEITER AM INSTITUT FÜR SOZIALMANAGEMENT, SOZIALPOLITIK UND PRÄVENTION DER HOCHSCHULE LUZERN – SOZIALE ARBEIT.

Literatur zur Vertiefung

- Bandura, Albert (1997). Self-efficacy: The exercise of control. New York
- Hafen, Martin (2013). Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis. Heidelberg
- Heckman, James (2006). Skill Formation and the Economics of Investing in Disadvantaged Children. *Science*, 312 (2006): 1900–1902
- Hüther, G.; Krens, I. (2008). Das Geheimnis der ersten Jahre. Unsere frühesten Prägungen. Weinheim/Basel
- Kegel, Bernhard (2009). Epigenetik – Wie Erfahrungen vererbt werden. Köln
- Mäder, Felix (2000). Zorn und Zärtlichkeit. Eine Ideengeschichte der Suchtprävention. Lausanne

LEITFADEN MÜTTER-VÄTERBERATUNG BL

Im Auftrag der Regierung des Kantons BL arbeitet die Gesundheitsförderung BL zurzeit an der Entwicklung eines Leitfadens für die Mütter-Väterberatung. Der Leitfaden soll eine Hilfestellung für die Gemeinden im Kanton werden. Diese sind gemäss Gesundheitsgesetz, § 60 für die Mütter-Väterberatung zuständig. Der Leitfaden wird Empfehlungen zum Standardangebot sowie Informationen zur Ausgestaltung von Trägerschaften und Kooperationsmodellen umfassen. Mit finanzieller Unterstützung des Bundesamtes für Gesundheit (Migration und Gesundheit) werden ferner der Bedarf und die Möglichkeiten analysiert, die Erreichbarkeit des Angebots für die Migrationsbevölkerung zu verbessern. Dieser Teil der Arbeit wird im April abgeschlossen, der gesamte Leitfaden soll im Herbst 2014 von der Regierung verabschiedet werden.

Weitere Informationen: irene.renz@bl.ch